

Was ist ein Name?

Friedhelm Debus

1. Die Frage, was ein Name ist, scheint zunächst nicht sonderlich schwer beantwortbar zu sein; hat ein jeder doch einen Namen, ja mehrere Namen – einen oder diverse Vor- und einen Nachnamen. Wer wüsste nicht, was es mit diesem seinem *Eigennamen* auf sich hat, oder besser: in sich hat!? Goethe schreibt am 23. Januar 1770 an Käthchen Schönkopf: „Wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz, [...]“ (GOETHE 1909: 341), und in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ formuliert er: „[...] der Name bleibt doch immer der schönste, lebendigste Stellvertreter der Person.“ (GOETHE 1977, VIII: 428). Der besonders namensensible Thomas Mann, der nach Ingeborg BACHMANN (1978: 247) „der letzte große Namensfinder, ein Namenszauberer“ war, lässt Potiphar in seinem Roman „Joseph und seine Brüder“ fragen: „Ist nicht der Name die kürzeste Art, sich über eine Person zu verständigen?“ (MANN 1975, VII: 782), und sein Felix Krull stellt fest: „Der Name ist ja mit der Person, die ihn trägt, unzertrennlich verbunden.“ (MANN 1975, X: 269-270) Das hatte Goethe mit einem einprägsamen – übrigens gern zitierten – Bild beschrieben, und dies als Antwort auf Herders scherzhafte Verknüpfung des *N a m e n s Goethe* mit dem *W o r t Kot*. Die Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“ mag mit Bezug auf unsere Thematik auch hier zitiert sein:

Es war freilich nicht fein, dass er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte: denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen. (GOETHE 1974, IX: 407)

Da mag nun mancher fragen, wie denn der bekannte Ausspruch in Goethes „Faust“: „Name ist Schall und Rauch“ dazu passt? Und der Frager würde wohl auf unsere Frage „Was ist ein Name?“ mit eben diesem Zitat antworten. Angesichts der gegebenen Dichter-Äußerungen und weiterer möglicher Goethe-Belege (vgl. SCHWANKE 1992) scheint dieser Ausspruch tatsächlich ganz und

Namenkundliche Informationen/NI 105/106 (2015), S. 31-46

gar nicht zu passen. Indessen gilt auch hierbei der Grundsatz, eine Aussage nicht aus dem Kontext zu lösen und zu verabsolutieren. Faust beantwortet in der denkwürdigen Szene in Marthens Garten Gretchens zweifelnde Frage „wie hast du’s mit der Religion? [...] Glaubst du an Gott?“ (V. 3415 und 3426). Die eher umständlich-ausweichend anmutende Antwort läuft darauf hinaus, dass man den „Allumfasser“, den „Allerhalter“ nicht (er)fassen und daher nicht namentlich benennen kann. Das alles „webt in ewigem Geheimnis“ (V. 3449), so dass Faust seinen Erklärungsversuch beendet mit:

Ich habe keinen Namen
 Dafür! Gefühl ist alles;
 Name ist Schall und Rauch,
 Umnebelnd Himmelsglut. (V. 3455-3458)

Mit anderen Worten: Ein Name für Gott, würde man ihn geben, wäre sozusagen in den Wind gesprochen, er wäre wie ein umnebelnder Rauch, weil er nicht „greift“. Man kann vertiefend, erläuternd weitergehen, indem man die ursprünglich mythische Vorstellung ins Spiel bringt, nach der das Nennen des Namens den Namenträger vereinnahmt, also sozusagen zum Eigentum macht. Der Dichter Dieter Wellershoff hat das treffend so formuliert: „Indem man genannt wird, wird man auch gebannt“ (WELLERSHOFF 1992: 108). Genau das aber funktioniert Gott gegenüber nicht. Das Numinose lässt sich durch menschliche Namennennung nicht bannen. Man kann Gott, das Göttliche als unbegreifliche Macht nur ehrfürchtig-umschreibend zu nennen versuchen, wie das Faust ja mit „Allumfasser“ und „Allerhalter“ tut und wie das auch z.B. im Alten Testament der Fall ist. Der sogenannte Hauptname *Jahwe* für Gott ist kein eigentlicher Name, sondern mit der Bedeutung ‘der Seiende’ eine bezeichnende Umschreibung. Das trifft auch auf die in 2. Mose 34, 6-7 genannten 13 Gottes-Bezeichnungen zu (vgl. DEBUS 2012: 12). Nur der Allmächtige, der „Allumfasser“, „Allerhalter“, der „Seiende“ vermag den Menschen vereinnahmend mit seinem Eigennamen zu nennen, wie das in Jes. 43,1 beispielhaft gesagt ist: „ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Wenn wir einen Mitmenschen mit seinem Namen rufen, so fühlt dieser sich in der Regel aufgerufen, er kann schwerlich ausweichen. Da wird noch etwas von dem urtümlich-mythischen „gebant“-Sein greifbar. Das wird im Übrigen ja auch im Rumpelstilzchen-Märchen symbolisiert. Wir können also festhalten, dass Goethes/Fausts Ausspruch sehr wohl, ja in vertiefend-besonderer Weise in den Gesamtzusammenhang „passt“.

2. „Was ist ein Name?“ – Ein Eigenname steht für seinen Träger selbst, Name und Namenträger sind eins, wie das im angeführten Goethe-Zitat treffend im Bild ausgedrückt ist. Insofern ist das Bild des Namentheoretikers Ernst Pulgram unzureichend: „The name of a man is like his shadow. It is not of his substance and not of his soul, but it lives with him and by him” (PULGRAM 1954: 159). Der Name ist eben doch „die kürzeste Art, sich über eine Person zu verständigen” (s.o.), wobei „verständigen“ hier nicht im appellativischen Sinn zu verstehen ist. Mit Wörtern/Bezeichnungen verständigen wir uns, indem wir ihre Bedeutung verstehen, Namen/Benennungen hingegen müssen wir *kennen*, um uns zu verständigen. Dazu reicht es bereits aus, den Namen allein ohne seine „Bedeutung“ zu kennen. Das gilt prinzipiell für alle Namen-Arten, für Rufnamen, Familiennamen, Tiernamen, Warennamen, Firmennamen oder Ortsnamen. Die meisten der Ortsnamen etwa sind ja hinsichtlich ihrer Bedeutung undurchsichtig oder wirken fremdartig. Doch das ist nicht entscheidend für die Identifizierung bzw. Individuierung des namentragenden Objekts. Man weiß, dass damit ein bestimmter Ort benannt ist. Man weiß z.B., dass *Koblenz* der Name für einen Ort am Rhein ist, wo – vielleicht ist das auch bekannt – die Mosel in diesen Strom mündet. Dass aber gerade dies der Ursprung des Stadtnamens ist, der früh im 2. bis 4. Jahrhundert durch die Römer als *supra/apud Confluentes* benennend entstand, der sich dann wandelnd zur heutigen Form entwickelte, das wissen nur wenige. Selbst wenn Ortsnamen noch den Ursprung erkennen lassen, spielt das für den Namensgebrauch keine Rolle. *Düsseldorf* etwa wird als bedeutende Stadt am Niederrhein „verstanden“, nicht als Dorf an dem in den Rhein mündenden Düsselbach. Entsprechendes gilt auch für *Regensburg*. Man weiß, dass diese Stadt an der Donau liegt, doch dass dort der namengebende Fluss *Regen* mündet, dürfte den Nicht-Ortskundigen – zumal den Norddeutschen – kaum bekannt sein, weshalb sie den Namen vielleicht fälschlich als ‘Stadt’ (*Burg* bedeutet ja ursprünglich auch ‘Stadt’) deuten, die etwas mit dem Appellativum *Regen* zu tun hat. Die ganze Fracht der historischen Entwicklung, dass z.B. Regensburg die Lehnübersetzung von lat. *Regino castra* ist (GREULE 2014: 8), und die vielgestaltigen kulturell-gesellschaftlichen Ausprägungen dieser altherwürdigen Stadt müssen nicht, auch nicht in Ausschnitten, gewärtig sein, so interessant und wissenschaftlich diese auch sind. Die Kenntnis des Namens allein genügt, um die Grundfunktionen eines jeden Namens – Identifikation und Individuation – wahrzunehmen.

3. „Was ist ein Name?“ – Zunächst habe ich (außer über einige Ortsnamen) nur über Personennamen gesprochen, aber nicht dieses zweigliedrige System in Augenschein genommen. Dabei bestehen zwischen Vor- und Nachname bemerkenswerte Unterschiede. Der Vorname ist der eigentliche, persönlich-individuell gegebene Name, während der Nachname als Familienname erblich ist und dem neuen Erdenbürger bereits mit in die Wiege gelegt ist. Das freilich ist nicht immer so gewesen. Erst seit etwa dem 12. Jahrhundert haben sich allmählich die Familiennamen als erbliche Benennungen aus den persönlich geprägten „Beinamen“ entwickelt. Das ist eine spannende Entwicklungsgeschichte, auf die hier nicht einzugehen ist (vgl. DEBUS 2012: 108ff.). Die Frage „Was ist ein Name?“ würde mit Bezug auf Familiennamen im Wesentlichen und verkürzt wohl so zu beantworten sein: Familiennamen bewahren auf Grund ihrer frühen Festwerdung eine Fülle formaler und inhaltlicher Merkmale, wie sie in der ständigen Wandel unterworfenen lebendig-gesprochenen Sprache verloren gegangen sind, und sie stellen insofern bedeutende sprach- und kulturgeschichtliche Zeugnisse dar; sie sind dazu mit rechtlich relevanten Eigenheiten ausgestattet, und sie sind in unserem Kulturkreis den Rufnamen als N a c h -Namen zugeordnet, weshalb die Rufnamen auch entsprechend als V o r -Namen bezeichnet werden. Sie gehören zur anthropologischen Grundausrüstung eines Individuums, sind aber zugleich Gruppenbenennungen. Sie haben gegenüber den Vornamen einen eher offiziell-amtlichen Status, was sich in der umgangssprachlichen Redewendung „wie heißt du und wie schreibst du dich?“ widerspiegelt; auf original bairisch wäre z.B. die Antwort: „Hans hoäß i, da Loder bin i und Göttler schreib i mi“ (GLÜCK 2014: 86), wobei sich „Loder“ auf den Namen des Hauses von „Hans“ bezieht. In der schriftlosen Kommunikation, etwa in kleineren Dörfern, wo jeder jeden kennt, spielt der Familienname praktisch keine Rolle, ja er ist oft nicht einmal bekannt. Der aus Hessen stammende bekannte Namenforscher Adolf Bach hat das so beschrieben:

Auf dem Lande [...] ist hier die Namengebung in ihrer von behörl. Maßnahmen unbeeinträchtigten alten Form bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Die amtl. FN sind mitunter bei den Dorfgenossen gar nicht bekannt. Vielmehr bedient man sich zur Kennzeichnung der Familien in der Regel nichtamtl. Beinamen: der sog. H a u s n a m e n [...] (BACH 1953, I §345)

Ich selbst (um etwas Persönliches einfließen zu lassen) stamme ebenfalls aus Hessen und bin in einem Dorf unweit Marburg aufgewachsen; ich kann die Aussage Bachs vollauf bestätigen. Hausnamen sind alt, sie beziehen sich auf

den Rufnamen des Erbauers oder frühen Besitzers des Hauses bzw. Hofes. Als Beispiel sei genannt *Hanweiets* < *Johann Weigands* [*Haus/Hof*], mit Wegfall von *Haus/Hof* und erhaltenem Genitiv-Element (DEBUS 2013). Unser Nachbarjunge z.B. war *Hanweiets Walter*. Das bestätigt hier den hohen Stellenwert des Rufnamens. Dass jener *Walter* amtlich den Familiennamen *Schmidt* führte, war vielen unbekannt, auch ich wusste es lange nicht. Der Rufname ist eben der eigentliche Personennamen, der Familienname ist sekundär. Und das bestimmt in hohem Maße die Namengebung, natürlich nicht des Familiennamens, der ja längst festgelegt und erblich ist, sondern des Rufnamens und zwar schon immer. Da ist ein Blick zurück in die Vergangenheit lehrreich. Gottfried Schramm hat in seinem wichtigen Buch von 1957 „Namenschatz und Dichtersprache“ die germanische Namenwelt und insbesondere die Namengebung am Beispiel der zweigliedrigen Personennamen untersucht. Nach der Auswertung germanischer Quellen kommt er zu folgendem Ergebnis:

wir dürfen [...] behaupten, daß ein Kind mit der Benennung als Rechtsperson, ja als Person überhaupt anerkannt wurde, oder gar noch kühner formulieren: der Name erst schafft seine Person. Darum ist der Name kostbarster Besitz, ohne den ein Mensch nicht wirklich leben kann. (SCHRAMM 1957: 7)

Und er belegt zudem die durch den Namen gegebene ursprüngliche „magisch-religiöse Kraft“, die bewirkt, „daß einer mit dem Namen Gewalt über eine Person erlangen kann“ (ebd. 9), worüber ja in anderem Zusammenhang bereits die Rede war. Der Rechtshistoriker Hans Hattenhauer hat jüngst umfassender im Zusammenhang mit „der Notwendigkeit der Sicherung eines beständigen Gleichgewichts der Zahl des Nachwuchses mit dem zur Verfügung stehenden Nahrungsvorrat“ ausgeführt:

Vor dem Aufkommen des Christentums lösten die Kulturen der Antike wie auch jene des archaischen Nordens dieses Problem durch die so genannte Kindesaussetzung, *expositio infantum* [...]. Überzählige und sonst unerwünschte, etwa missgebildete, Kinder überließ man dem Tod. Man warf sie ins Wasser, sodass man heute in alten Hafentädten viele Kinderskelette am Meeresgrund findet. [...] Die allseits praktizierte Kindesaussetzung galt nicht als Tötungsdelikt. Das auf dem Boden liegende, soeben geborene Ding war als solches noch nicht *filius* oder *filia*, sondern nur ein sprachloses Lebewesen, *infans*, das man [...] wegwerfen durfte. [...] Um Mitglied von Familie und Volk zu werden und Anspruch auf Schutz und Nahrung zu haben, bedurfte es eines von dem Inhaber der *patria potestas* zu vollziehenden Rechtsakts. Der bestand beispielsweise [...] in der Namengebung. Bis dahin aber war das Lebewesen noch kein Mensch und hatte keinen Anspruch darauf, am Leben erhalten zu werden. (HATTENHAUER 2014: 319-320)

Wir sehen hier, welche Bedeutung dem Akt der Namengebung zukam. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass in der germanischen Frühzeit die gegebenen Namen noch ihre wortgemäße Bedeutung haben; denn Namen sind ursprünglich von Wörtern abgeleitet. So ist z.B. *Ruprecht* zusammengesetzt aus ahd. *hruod* 'Ruhm, Preis' und ahd. *beraht* 'glänzend'. Das Benennen bzw. *Heißen* ist dabei bedeutungsvoll, da schwingt zugleich *Verheißung* 'Versprechen, Zusicherung' im Blick auf die Zukunft des Benannten mit. Doch solcher Intentionswert des gegebenen Namens wird in der Verwendung zum Kommunikationswert (DEBUS 2012: 13). Die ursprüngliche lexikalische Bedeutung schwindet im Prinzip in der Folgezeit, auch durch formale Verfremdung. So wurde aus dem genannten Beispiel *Ruprecht* bald *Rupert*; so hieß z.B. der Heilige des 7./8. Jahrhunderts, der längere Zeit in und um Regensburg wirkte. Im Niederdeutsch-Norddeutschen und Niederländischen wurde daraus *Rob(b)ert* mit der Kurzform *Rob*, und die Koseform aus Erstglied und Suffix, nämlich *Rupilo*, kehrte mit der daraus entstandenen negativ behafteten Form *Rüpel* wieder in den vokabulären Bereich zurück. Eine solche Rückwanderung kommt auch sonst gelegentlich vor. So ist das Wort *Metze* 'Dirne' aus der Koseform *Metiza* mit gleicher weiblicher Bildungsstruktur zum ehemals sehr beliebten Namen *Mechthild* durch Pejoration entstanden, wie auch *Hinz* und *Kunz* mit gleichem männlichen Suffix zu *Heinrich* und *Konrad* die Wortbedeutung 'Jeder Beliebige' angenommen hat. Entsprechendes lässt sich auch erkennen beim heute beliebt-produktiven Kosesuffix *-i*, das wiederum mit der zu *Heinrich* gebildeten Form *Heini* zu einem negativ konnotierten Wort geworden ist. Es sind in aller Regel die sehr beliebten und oft verwendeten Namen, die eine solche Abwertung erfahren können (vgl. WILLBERG 1965). Doch solche Entwicklungen vom Namen zum Wort sind in der uns überschaubaren Zeit eher selten – wobei wir davon absehen, dass bei der urtümlich-primären Benennung quasi Namen gegeben wurden, die dann Wortbedeutung annahmen, also vom namentlich erfassten Einzelobjekt/-subjekt durch Wiederholung Klassenbedeutung erlangten (vgl. DEBUS 2012: 31); man kann das auch beim kindlichen Spracherwerb beobachten. Der überschau- und beschreibbare Normalfall ist, dass der Transfer vom Wort zum Namen existiert, mit Folgen sowohl formal als auch inhaltlich. Das haben wenige Beispiele schon zeigen können. Der Altmeister Jacob Grimm hat das für alle Namen knapp und zutreffend beschrieben:

Alle Eigennamen sind in ihrem Ursprung sinnlich und bedeutsam: wenn etwas benannt wird, muss ein Grund da sein, warum es so und nicht anders heißt. allein diese Bedeutung galt für die Zeit des ersten Nennens und braucht nicht zu dauern; der Name wird leicht und bald zur abgezognen Bezeichnung, deren man

sich fort bedient, ohne sich ihres anfänglichen gehalts zu erinnern. Bei dem häufigen erleichen und verdunkeln der eigennamen ist also grosse vorsicht anzuwenden, wenn man sie recht erklären will [...]. (GRIMM 1839: 133)

4. „Was ist ein Name?“ – Das häufige „erleichen und verdunkeln der eigennamen“ hat dazu geführt, dass Ausdrucks- und Inhaltsform gegenüber den lexikalischen Ausgangsformen eigenständige Gestalt angenommen haben, freilich nicht so, dass dadurch Artunterschiede entstanden wären. Vielmehr bestehen zwischen Wort und Name Gradunterschiede, die gelegentlich fließend sein können. Linguistisch gesehen gehören beide zu den Substantiven, was schon in der antiken Grammatik mit den Termini *nomen appellativum* und *nomen proprium* beschrieben wurde. Namen sind wie Wörter sprachliche Zeichen, die bilateral durch Form und Inhalt definiert werden, aber eben doch durch Unterschiede gekennzeichnet sind. Ein grundsätzlicher Unterschied besteht bereits darin, dass Appellative sowohl Konkreta (wie *Tisch*) als auch Abstrakta (wie *lieb*) sein können, Propria hingegen sind immer konkret (wenn das Adjektiv *lieb* zum Familiennamen *Lieb* wird, ist es groß geschrieben und als Substantiv namhaft-referentiell konkretisiert). Formale Besonderheiten bei Namen sind im Zusammenhang mit der semantischen Entwicklung im phonematisch-graphematischen und morphematisch-syntaktischen Bereich historisch entstanden. Sonderegger spricht in seiner Wesensbestimmung der Namen und der Namengebung vom „Gesetz der unvollständigen Grammatizität“ (SONDEREGGER 1985: 2045). Auffällig sind z.B. dialektal-historische Schreibungen (wie *Becker* vs. *Bäcker*, *Raabe* vs. *Rabe*, *Naumann* vs. *Neumann*, *Schmitt* / *Schmidt* / *Schmid* / *Schmitz* vs. *Schmied*) oder konkretisierende Schreibungen (wie erwähnt oder *Áltenburg* vs. *zur alten Burg* mit Wegfall der Präposition und Zusammenschreibung mit Großbuchstaben und Akzentverlagerung) oder zahlreiche Reliktformen gegenüber den gewandelten Appellativformen (z.B. *Wichdorf* mit Erhalt des frühen *wîch* ‘heilig’, das appellativisch diphthongiert wurde, vgl. etwa *weißen*, *Weihnachten*). Im phonematisch-graphematischen Bereich gibt es bei Namen, abgesehen von der generellen Majuskelschreibung, keine strenge bzw. durchgängige Systematik, sondern eher nur Systematisierungstendenzen (vgl. DEBUS 2012: 33-34). Das gilt prinzipiell auch für Aspekte im morphologisch-syntaktischen Bereich (vgl. dazu zusammenfassend DEBUS 2012: 34ff.). Hier nur einige Anmerkungen dazu:

Ein gewisses Schwanken, auch regional im Süd-Nordvergleich, zeigt sich beim Gebrauch des *Definitartikels* (vgl. dazu neu WERTH 2014; SCHMUCK/SZCZEPANIAK 2014). Der bestimmte Artikel ist bei Namen im Grunde redun-

dant, da Namen per se bereits im Gegensatz zu Appellativen durch das determinativ-numerative Merkmal gekennzeichnet sind (z.B. *Hans ist gekommen* vs. *der Mann ist gekommen*). Doch dabei zeigen sich Angleichungen, vor allem im Süden (*der Hans ist gekommen*) oder vor Gericht in stilistisch-negativ-expressiver Funktion (*die Mayer ist angeklagt*). Neuere Forschungen zeigen, dass auch im Norden der Definitartikel „erste Stufen eines Grammmatisierungspfades eingenommen hat, den er in anderen nominalen Ausdrücken im Deutschen bereits durchlaufen hat.“ (WERTH 2014: 163). Beim *unbestimmten Artikel* ist die Situation vergleichbar. Normalerweise würde man nicht sagen *ein Hans ist gekommen*, es sei denn mehrere Personen dieses Namens wären angekündigt, doch nur einer sei gekommen. Entsprechend situativ bedingt würde man diesen Artikel verwenden, z.B. *ein [gewisser] Hans* hat angerufen. – Der Artikel spielt z.B. auch bei der *Genus*-Markierung eine Rolle: wohl bedingt durch die zahlreichen Namen auf neutral-sächliches *-dorf*, *-heim*, *-tal* usw. hat sich für Ortsnamen das neutrale Geschlecht durchgesetzt, so dass es zu *proprial-appellativer Opposition* geführt hat (z.B. *das Burg/das [Regens]burg* vs. *die Burg*). Bei der Pluralbildung wird die Name-Wort-Unterscheidung nicht durch den Artikel markiert, sondern durch Flexionselemente (z.B. *die Schneiders* vs. *die Schneider*, *die Bocks* vs. *die Böcke*, *die Manns* vs. *die Männer*). Beim Genitiv-*s* haben sich bei artikelloser Verwendung die Frauennamen den Männernamen angeglichen (z.B. *Roberts Haus*, entsprechend *Gertruds Haus*); das Genitiv-*s* fehlt aber bei Familiennamen, wenn ein Artikel oder andere Begleitwörter gebraucht werden, wodurch wiederum ein Unterschied zu Appellativen existiert (z.B. *das Haus des Müller* vs. *das Haus des Müllers*). – Vielfältig sind in historischer Perspektive die *proprial-appellativen Suffix*-Bildungen, worauf hier nur ein kurzer Blick, abschließend zu dem formalen Bereich, geworfen sei. Nach Fleischer gibt es bei Personennamen mehrere Suffixe in vorwiegend expressiver oder diminuierender Funktion, „die dem appellativen Wortschatz z.T. grundsätzlich fremd sind oder dort erst spät oder mit beschränkter Verwendung auftauchen“ (FLEISCHER 1964: 374). Dazu gehört z.B. das schon erwähnte alte *-(i)zo*, *-(i)za*-Suffix, das in erstarrten Formen bis heute fortlebt, aber nicht mehr aktiv ist (*Hinz, Kunz, Dietz* zu *Dietrich, Heinz* zu *Heinrich, Metze* zu *Mechthild*). Eine ähnlich verkleinernd-kosende Funktion hat heute das sehr produktive *-i*-Suffix (*Rüdi, Basti; Gabi, Gerdi*; über *Heini* hatten wir schon gesprochen; *Stolti* < *Stoltenberg*). Dieses *-i*-Suffix ist dann auch im Appellativbereich produktiv geworden, worüber Albrecht GREULE (1986) gehandelt hat (z.B. *Ossi, Wessi, Ersti* für *Erstsemester*).

„Was ist ein Name?“ – Wir haben zuletzt festgestellt, dass ein Name linguistisch betrachtet als bilaterales sprachliches Zeichen, wie ein Wort, aus Form und Inhalt besteht. Nach der Betrachtung einiger formal-charakteristischen Merkmale eines Namens gilt es nun, der semantischen Seite Aufmerksamkeit zu widmen. Da fällt zunächst beim Blick auf die erstaunlich umfangreiche Forschungsliteratur auf, dass sich mit diesem offensichtlich kontrovers diskutierten Problem nicht nur die Sprachwissenschaft intensiv beschäftigt hat, sondern auch eine Reihe weiterer Disziplinen, so die Psychologie, Soziologie oder insbesondere die Philosophie. Ursula Wolf, die in ihrem Buch „Eigennamen“ (1985) die wichtigsten philosophischen Konzepte als „Dokumentation einer Kontroverse“ zusammengestellt hat, beginnt ihre Einleitung mit:

Eigennamen haben immer eine merkwürdige Faszination auf Philosophen ausgeübt. Denn es scheint, dass sie sprachliche Ausdrücke sind, die in einer direkten Beziehung zu Gegenständen stehen: man zeigt einfach auf einen Gegenstand und ordnet ihm einen Namen zu, der dann fortan für den Gegenstand steht. Und dies scheint die einfachste Erklärung dafür zu sein, wie man sich mit der Sprache auf die Welt beziehen kann. Diese scheinbar ganz einfache Zuordnung von Name und Gegenstand diente der traditionellen Philosophie daher als Grundmodell für die Funktionsweise sprachlicher Ausdrücke überhaupt. (WOLF 1985: 9)

Das beginnt dann gleich mit John Stuart MILL (1843 I, 2: §5), der propria als „meaningless marks“ kennzeichnet. Er hat nicht nur im philosophischen, sondern auch im sprachwissenschaftlichen Bereich nicht wenige Nachfolger gefunden, die den Eigennamen charakterisiert haben z.B. als „Etikett“, „Ordnungszeichen“, „bloßes diakritisches Zeichen“, „Schildchen“, „eine Art Erkennungsmarke“, „eine Art Kennwort“, „bloße Marke“, „bloße Lautmarke“, „reine Sprache“, „bloßes Wort“ oder „reines Zeichen“ (vgl. die Nachweise in DEBUS 1980/1997: 617). Doch diese einfach-direkte Funktionsbeschreibung ist mehrfach kritisiert worden, so schon in der analytischen Philosophie, welche eine kompliziertere Verwendungsweise der Eigennamen hervorhebt. Das konnte dann zur strikten gegenteiligen Auffassung führen. Der schon erwähnte Ernst Pulgram argumentiert etwa folgendermaßen:

Mill and his followers lay too much stress on what may be called the dictionary value of the name, and too little on its contextual value in the particular situation in which it is spoken or written. [...] In Mill's terminology, but in absolute contrast to his view, I should venture to say that proper names (as actually used) 'connote' the greatest number of attributes. (PULGRAM 1954: 187)

Diese offensichtlich extrem kontroverse Darstellung ist für Adolf Noreen denn auch Anlass für die resignativ anmutende Bemerkung, „sowohl diejenigen [hätten] recht, die meinen, der Eigenname bedeute eben gar nichts, als auch diejenigen, die ihm eine weit größere Bedeutung als anderen Wörtern zuschreiben [...]“ (NOREEN 1923: 384).

Was ist nun dazu zu sagen? Das gehört ja offenbar wesentlich zu unserem Thema. Ich argumentiere hier vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus, nicht ohne weitere Aspekte auszublenden. Pulgram wirft, wie zitiert, den Vertretern der Bedeutungslosigkeit des Namens vor, sie würden sich quasi auf den „dictionary value“ der *Propria* beziehen. Das ist nur bedingt richtig. Schauen wir uns die Nameneinträge in einem entsprechenden Lexikon an, so wird zunächst in aller Regel die Etymologie des Namens, d.h. seine ursprüngliche *W o r t* bedeutung angegeben (sofern bekannt; die nicht bekannte wird als vorhanden zu Recht vorausgesetzt). Diese *etymologische Bedeutung* spielt allerdings in der Diskussion herkömmlich keine Rolle und auch nicht in der Verwendung eines Namens, wohl aber gelegentlich bei der Namenwahl (vorwiegend in soziologisch exklusiv definierbaren Bevölkerungsgruppen). Diese Bedeutung ist trägerunabhängig, gehört aber sprachlich betrachtet eindeutig zur Gesamtbedeutung eines Namens. Trägerunabhängig und zur Gesamtbedeutung eines Namens gehörig ist auch das, was mit *Bedeutsamkeit* bezeichnet wird. Ich habe 1966 diesen Begriff in die propriale Terminologie eingeführt (vgl. DEBUS 1966/1977) und Stefan Sonderegger hat ihn folgendermaßen definiert:

Namenbedeutsamkeit ist die Summe der mit einem Namen verbundenen positiven, neutralen oder negativen Assoziationen, Vorstellungen und Gefühle. Sie ergibt sich grundsätzlich aus dem Wechselverhältnis zwischen Name und Benanntem. (SONDEREGGER 1987: 16)

Solche „Assoziationen, Vorstellungen und Gefühle“ haben sich bei vielen Namen im Laufe der Zeit an ihre Form sozusagen angeheftet, sie prägen das Profil oder „Gesicht“ eines Namens; umgangssprachlich sprechen wir auch von „sympathischen“ oder „unsympathischen“ Namen, was durch bestimmte Namen immer wieder neu angereichert werden kann, was bis hin zum Namentabu führen kann (denken wir etwa heute an den Namen *Adolf*). Die *Namenphysiognomie* hat sich vor diesem Hintergrund zu einem besonderen Forschungsfeld entwickelt (vgl. DEBUS 2012: 45). Dies spielt natürlich für den Prozess der Namengebung eine entscheidende Rolle. Die trägerunabhängigen Aspekte belegen hinreichend, dass von der Bedeutungslosigkeit eines Namens

keine Rede sein kann. Zu seiner Gesamtbedeutung gehört aber wesentlich die trägerabhängige Bedeutung. Damit ist gemeint der *Inhalt*, wie das in dem eingangs wiedergegebenen Goethe-Zitat aufscheint: „wenn ich meinen Namen nenne, nenne ich mich ganz.“ Solcher Namen-Inhalt mit zahlreichen Merkmalen verbindet sich im Laufe der Zeit mit dem einem Individuum oder Objekt wie immer motivbestimmt gegebenen Eigennamen. Diese Merkmalmenge ist nicht abgeschlossen, da im aktuellen Gebrauch bzw. Lebensweg persönlich-situativ weitere Merkmale hinzukommen können. So ist der Namen-Inhalt beim jungen Goethe entwicklungsbedingt vielfältig angereichert worden. Insofern hat Pulgram (s.o.) vollkommen recht, wenn er argumentiert: „I should venture to say that proper names (as actually used) ‘connote’ the greatest number of attributes.“ *Die Gesamtbedeutung eines Namens* setzt sich also zusammen aus der Etymologie, der Bedeutsamkeit und dem Inhalt. Es handelt sich hierbei um ein durchaus kompliziertes Phänomen (vgl. ausführlich DEBUS 2012: 41ff.). In Namenlexika werden mehr oder weniger ausgeprägt alle drei Komponenten berücksichtigt, gelegentlich sogar mit der Wiedergabe von Bildern bestimmter Namenträger (vgl. z.B. KOHLHEIM/KOHLHEIM 2007).

5. Alle diese Komponenten spielen im Prozess der *Namengebung* eine wesentliche Rolle, in historischer Perspektive unterschiedlich gewichtet, je nach *Mentalität* der Namengeber bzw. ihrer durch mannigfache Aspekte geprägten Befindlichkeiten. Für die germanische Frühphase haben wir gesehen, dass die Wortbedeutung, also die Etymologie, entscheidend gewesen ist. Mythische Vorstellungen sehen die mit dem Namen ausgesprochene Verheißung im Heißen lebendig werden. Benannter und Benennung sind grundsätzlich eins. Name und Person sind identisch, so wie Ernst Cassirer es ausgedrückt hat: „Name und Persönlichkeit fließen hier in eins zusammen.“ (CASSIRER 1994: 54) Da ist dann die altbekannte Formel *nomen est omen* zur Stelle. Diese Formel ist in der Tat sehr alt, sie hat ihre Wurzel in der Antike des 3./2. Jahrhunderts vor Christus. Sie geht zurück auf Titus Maccius Plautus (Persa IV, 4: 73), allerdings in der im Wesentlichen gleichbedeutenden Formulierung „nomen atque omen.“ Die Namenwahl nach der Etymologie dürfte zu allen Zeiten eine Rolle gespielt haben, auch heute. Nach einer statistischen Erhebung des Instituts für Demoskopie des Jahres 2013 wird dieses Motiv mit 28% als (besonders) wichtig genannt (vgl. RÜDEBUSCH 2014: 115). Die Benennung nach dem Nameninhalt einer vorbildhaften Person hat teilweise eine beherrschende Rolle gespielt. So wurden seit dem 11. und 12. Jahrhundert geradezu flächen-

deckend Neugeborene nach bestimmten Heiligen oder Gestalten der Bibel benannt. Noch heute geben nach der erwähnten Erhebung 17% an, dass der Name religiös verankert sein soll und 25% nennen bestimmte Vorbilder als ausschlaggebend. Dass auch die Komponente Bedeutsamkeit historisch eine Rolle gespielt hat, dürfen wir voraussetzen, heute jedenfalls sind aus diesem Bereich verschiedene Motive (besonders) wichtig, mit Abstand das Motiv der klanglichen Ästhetik (94%). In einem Aufsatz über „Jüdische Frauennamen einst“ heißt es:

Schöne Namen, wohlklingend sollen sie sein. [...]. Einst kam doch alles darauf an, dass ein schöner Name auch ein guter sei und seine Träger gut. Der Name sollte gelebt werden. Er enthält die Identität einer Person, soll ihr Wesen zum Ausdruck bringen. Für die der Bibel entnommenen Namen waren deren erste Trägerinnen und Träger das Vorbild aller späteren. [...] Namen und Tun (aber das Ergebnis auch) der Person sollten möglichst harmonisieren. Das Ideal: Werde Dein Name, werde Dein guter Name. (BROCKE 2014: 1)

Hier haben wir treffend formuliert, was den durch die Primärmotivation geprägten, bereits erwähnten *Intentionswert* eines Namens ausmacht, nämlich „nomen est omen“ (vgl. DEBUS 2012: 13). Doch wie sieht es mit dem *Kommunikationswert* des Namens aus, der sich bald im Namensgebrauch entwickelt? Trifft die Formel auch hier zu? So mancher wird auf unsere Frage „Was ist ein Name?“ spontan antworten: „nomen est omen“ und er wird auf Beispiele dafür hinweisen. Es gibt sie ja. Zitieren wir eines:

Oft hörte ich aus dem Munde der Meinen, dass ich ein Sonntagskind sei, und obgleich ich fern von allem Aberglauben erzogen worden bin, habe ich doch dieser Tatsache in Verbindung mit meinem Vornamen Felix (so wurde ich nach meinem Paten Schimmelpreester genannt) sowie mit meiner körperlichen Feinheit und Wohlgefälligkeit, immer eine geheimnisvolle Bedeutung beigemessen. Ja, der Glaube an mein Glück und daß ich ein Vorzugskind des Himmels sei, ist in meinem Innersten stets lebendig gewesen, und ich kann sagen, daß er im ganzen nicht Lügen gestraft worden ist. (MANN 1975, X: 9)

Nun, das ist – wie Sie sicher erkannt haben – aus dem Roman „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ des „Namenzauberers“ Thomas Mann entnommen. In der Literatur sind die vom Dichter gefundenen oder erfundenen Namen hoch bedeutungsvoll, sie „passen“ auf die beschriebenen Figuren, wie die durch eine Befragung berücksichtigten Dichter immer wieder betonen (vgl. DEBUS 2002: Anhang; vgl. auch SELBMANN 2013). Bei literarischen Namen ist eine der wichtigen Funktionen die der „Mythisierung“ (vgl. DEBUS 2002: 212-213). Hier trifft also die Formel „nomen est omen“ voll zu. Gilt das

nun auch für die Namen in der Realität, also für ihren Kommunikationswert in der Namenverwendung? Auch hierzu gibt es genügend Beispiele, wie sie etwa die Psychoanalytiker Karl ABRAHAM (1971), der „Über die determinierende Kraft des Namens“ handelt, und Wilhelm STEKEL (1911), der „Die Verpflichtung des Namens“ beschreibt, oder Rosa KATZ mit ihrem beispielgesättigten Buch „Psychologie des Vornamens“ belegen (vgl. auch KOHLHEIM/KOHLHEIM 2009: 14ff.). Und um nun noch einmal aus Goethes Faust entsprechend zu zitieren, der Mephistos Namen wissen möchte und dabei anmerkt:

Bei euch, ihr Herren, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen (V. 1331-1332).

Jeder kann wohl auch aus eigener Erfahrung Beispiele nennen. So las ich kürzlich, dass bei uns im Norden ein Konzerte gebender Akkordeonspieler tatsächlich den Familiennamen *Quetsche* trägt und dass *Wolf von Schenck* der Leiter des im Zusammenhang mit einwandernden Wölfen existierenden Wolfsinformationszentrums ist. Dass man freilich bei solcher Thematik auch vorsichtig bis skeptisch in seinen Schlüssen sein sollte, hat Theodor Storm sehr schön in einem Taufgedicht des Jahres 1850 beschrieben:

Bedenk es wohl, eh du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheid'ne Zweifel kamen,
Eins aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutsam sind die Namen! (STORM 1951, II: 99)

Das wäre eigentlich ein schöner Schluss. Doch eine Bemerkung sei noch angefügt: ich hoffe, mit meinen Darlegungen die spannende Frage „Was ist ein Name?“ angesichts der vorhandenen Vielfalt der möglichen Antworten einigermaßen zutreffend behandelt zu haben. Nicht berücksichtigt oder nur angedeutet habe ich hier mit gutem Grund, nämlich mit Blick auf die weiteren Tagungs-Vorträge, rechtliche Fragen, die mit dem Namen als Rechtsgut zusammenhängen¹ und die nicht nur angesichts so skurril-abstruser Namenwünsche

¹ Vgl. neben den im Folgenden abgedruckten Beiträgen etwa BERNDT 2009: 160-161; DEBUS 2012: 52ff.; RÜDEBUSCH 2014: 110ff.

wie *Bierstübl* oder *Verleihnix* (vgl. KOHLHEIM/KOHLHEIM 2009: 39ff.) Juristen beschäftigen.²

Literaturverzeichnis

- ABRAHAM, Karl (1971): Über die determinierende Kraft des Namens, in: DERS.: Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Und andere Schriften (= Gesammelte Werke in zwei Bänden, hg. und eingeleitet von Johannes CREMERUS, hier Bd. 1), 2. Aufl., Frankfurt a. M., 39-40.
- BACH, Adolf (1953): Deutsche Namenkunde I. Die deutschen Personennamen, Teil 2: Die deutschen Personennamen in geschichtlicher, geographischer, soziologischer und psychologischer Betrachtung, 2., stark erweiterte Auflage, Heidelberg.
- BACHMANN, Ingeborg (1978): Der Umgang mit Namen, in: DIES.: Werke, hg. von Christine KOSCHEL/Inge VON WEIDENBAUM/Clemens MÜNSTER, Band 4: Essays. Reden. Vermischte Schriften. Anhang, München, 238-254.
- BERNDT, Sandra (2009): Name und Geschlecht. Weibliche Familiennamen im Deutschen, in: HENGST, Karlheinz/KRÜGER, Dietlind (Hg.): Familiennamen im Deutschen. Erforschung und Nachschlagewerke, 1. Halbband: Deutsche Familiennamen im deutschen Sprachraum (= Onomastica Lipsiensia 6.1), Leipzig, 149-163.
- BROCKE, Michael (2014): Edler Frauen schöne Namen. Jüdische Frauennamen einst - verglichen, gedeutet und verwandelt, in: Kalonymos 17, Heft 4, 1-3.
- CASSIRER, Ernst (1994): Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken, 9. Aufl., Darmstadt.
- DEBUS, Friedhelm (1966/1977): Aspekte zum Verhältnis Name - Wort, Groningen 1966 [Wiederabdruck in Hugo STEGER (Hg.): Probleme der Namenforschung im deutschsprachigen Raum (= Wege der Forschung 383), Darmstadt 1977, 3-25].
- (1980/1997): Onomastik, in: Lexikon der Germanistischen Linguistik, hg. von Hans Peter ALTHAUS/Helmut HENNE/Herbert Ernst WIEGAND, 2. Aufl., Tübingen 1980, 187-198 [Wiederabdruck in Friedhelm DEBUS: Kleinere Schriften, hg. von Hans-Diether GROHMANN/Joachim HARTIG, Bd. 2, Hildesheim/Zürich/New York 1997, 604-628].
- (2002): Namen in literarischen Werken. (Er-)Findung - Form - Funktion (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz. Abhandlungen der Geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 2002, Nr. 2), Stuttgart.
- (2012): Namenkunde und Namengeschichte. Eine Einführung (= Grundlagen der Germanistik 51), Berlin.
- (2013): Hausnamen, in: BNF N.F. 48, 139-163.

² Aufschlussreich war der Bericht über die Befindlichkeit einer Hamburgerin, die 1959 den Namen *Pepsi-Carola* erhielt, wobei der Konzern Pepsi an das Elternpaar 10.000 Mark bezahlte (Kieler Nachrichten vom 6.1.2015, Nr. 4, S. 10).

- FLEISCHER, Wolfgang (1964): Zum Verhältnis von Name und Appellativum im Deutschen, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 13, 369-378.
- GLÜCK, Christina Maria (2014): Die Häuser von Puch und ihre Namen. Eine Untersuchung zur Entstehung von Hausnamen am Beispiel des bayerischen Dorfes Puch, in: Blätter für oberdeutsche Namenforschung 57, 86-125.
- GOETHE, Johann Wolfgang von (1909): Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max MORRIS, Bd. 1, Leipzig.
- (1974): Dichtung und Wahrheit, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. von Erich TRUNZ, Bd. 9, 7. Aufl., München.
- (1977): Wilhelm Meisters Wanderjahre, in: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hg. von Erich TRUNZ, Bd. 8, 9. Aufl., München.
- GREULE, Albrecht (1986): Altes und Neues zu den i-Wörtern, in: Der Sprachdienst 30, Heft 5, 141-143.
- (2014): Von *Brigobanne* (Hüfingen) nach *Boiodurum* (Passau). Onomastische Zeitreisen entlang der Donau, in: Blätter für oberdeutsche Namenforschung 51, 3-14.
- GRIMM, Jacob (1839): Über hessische Ortsnamen, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 2, 132-154.
- HATTENHAUER, Hans (2014): Sankt Bernhard als Rechtspolitiker – Die *causa* Robert von Chatillon, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 131, 312-338.
- KATZ, Rosa (1964): Psychologie des Vornamens (= Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen 48), Bern / Stuttgart.
- KOHLHEIM, Rosa / KOHLHEIM, Volker (2007): Duden. Das große Vornamenlexikon, 3. Aufl., Mannheim / Leipzig / Zürich.
- (2009): Die wunderbare Welt der Namen, Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich.
- MANN, Thomas (1975): Das erzählerische Werk. Taschenbuchausgabe in zwölf Bänden, Frankfurt a. M.
- MILL, John Stuart (1843 / 1916): A System of Logic [...], 2 Bde., London [New Impression, 8. Ed., New York 1916].
- NOREEN, Adolf (1923): Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache. Beiträge zur Methode und Terminologie der Grammatik, Halle / S.
- PULGRAM, Ernst (1954): Theory of Names, in: BNF 5, 149-196.
- RÜDEBUSCH, Frauke (2014): Motive der Namenwahl, in: Der Sprachdienst 58, 109-124.
- SCHMUCK, Mirjam / SZCZEPANIAK, Renata (2014): Der Gebrauch des Definitartikels vor Familien- und Rufnamen im Frühneuhochdeutschen aus grammatikalisierungstheoretischer Perspektive, in: DEBUS, Friedhelm / HEUSER, Rita / NÜBLING, Damaris (Hg.): Linguistik der Familiennamen (= Germanistische Linguistik 225/227), Hildesheim / Zürich / New York, 97-137.
- SCHRAMM, Gottfried (1957): Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen Personennamen der Germanen (= Ergänzungshefte zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen 15), Göttingen.
- SCHWANKE, Martina (1992): Name und Namengebung bei Goethe. Computergestützte Studien zu empirischen Werken (= BNF N.F., Beiheft 38), Heidelberg.

- SELBMANN, Rolf (2013): *Nomen est Omen. Literaturgeschichte im Zeichen des Namens*, Würzburg.
- SONDEREGGER, Stefan (1985): *Namengeschichte als Bestandteil der deutschen Sprachgeschichte*, in: BESCH, Werner / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung* (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 2.2), Berlin / New York, 2039-2067.
- (1987): *Die Bedeutsamkeit der Namen*, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 17, Heft 67, 11-23.
- STEKEL, Wilhelm (1911): *Die Verpflichtung des Namens*, in: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 3, 110-114.
- STORM, Theodor (1951): *Sämtliche Werke in zwei Bänden*, München.
- WELLERSHOFF, Dieter (1992): *Frauenfeind und Dr. Krebs. Probleme der Namengebung in literarischen Texten*, in: DERS.: *Das geordnete Chaos. Essays zur Literatur*, Köln, 102-122.
- WERTH, Alexander (2014): *Die Funktionen des Artikels bei Personennamen im norddeutschen Sprachraum*, in: DEBUS, Friedhelm / HEUSER, Rita / NÜBLING, Damaris (Hg.): *Linguistik der Familiennamen* (= *Germanistische Linguistik* 225/227), Hildesheim / Zürich / New York, 139-174.
- WILLBERG, Max (1965): *Abgewertete Vornamen*, in: *Muttersprache* 75, 330-342.
- WOLF, Ursula (1985): *Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse*, Frankfurt a. M.

[*Abstract:* The question “What is a name?” is often answered in different ways and out of extreme positions (from: names are “meaningless marks” unto: names have “the greatest number of attributes”). In this article the formal and semantic aspects of a name are discussed in comparison with those of a word. Name-giving and name-usage are subjects of consideration and - in addition to that - the traditional sentence “nomen est omen” is discussed.]